

Martin Österdahl
Der Kormoran

MARTIN ÖSTERDAHL

DER KORMORAN

Thriller

Deutsch von Leena Flegler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Be inte om nåd« bei Bokförlaget Forum, Stockholm.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2016 Martin Österdahl

First published by Bokförlaget Forum, Schweden

Published by arrangement with Nordin Agency AB, Schweden

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Nike Müller

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © plainpicture/Goto-Foto/

Neville Mountford-Hoare

JaB · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0443-5

www.blanvalet.de

Für Ellina

Prolog

Den ganzen Weg von der Uni bis zur Straße am Gribojedow-Kanal fuhr ihr ein schwarzer Mercedes nach. Er blieb hinter ihr und verfolgte sie, als sie auf den Newski-Prospekt einbog. Max hatte ihr immer eingeschärft, sie müsse vorsichtig sein, wenn sie in der Dunkelheit allein unterwegs sei, aber wie sollte sie sich ständig umschauchen, ohne sofort aufzufallen?

Sie ging schon, so schnell sie konnte, ohne in den Laufschrift zu verfallen. Ihr Verfolger sollte nicht merken, dass er ihr aufgefallen war. Den Umschlag mit dem Buch presste sie unter ihrem Mantel fest an sich. Er durfte unter keinen Umständen in falsche Hände geraten.

Als sie den U-Bahnhof am Gostiny Dwor erreichte, eilte sie in Richtung Gleis und versuchte dort, zwischen den anderen Reisenden unterzutauchen. An der Majakowskaja stieg sie um in die Rote Linie. Bis zum früheren Fernbahnhof nach Finnland spürte sie, wie ihr der Schweiß den Rücken hinabrann. Sie atmete erleichtert aus, als sie sah, dass der Zug, der sie aus der Stadt bringen sollte, noch am Gleis stand.

Kaum dass sie eingestiegen war, setzte der Zug sich in Bewegung. Doch erst als er die Innenstadt hinter sich ließ und in Richtung Vororte rollte, ging ihr Atem ruhiger. Von dem Bahnhof gingen jede Menge Züge ab, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Unwahrscheinlich, dass er sie trotz des Umsteigens und der Menschenmassen bis in ihren Zug verfolgt hatte.

Vielleicht hatte sie sich das alles auch nur eingebildet? Und sich von den Warnungen des Journalisten ins Bockshorn jagen lassen?

»Lass die Finger davon. Komm diesem Unternehmen nicht zu nahe.«

Aber sie hatte nicht die Finger davon lassen können.

Als sie vierzig Minuten später aus dem Zug stieg, stach ihr sofort der Mercedes ins Auge. Sie musste sich zusammenreißen, um nicht in Panik zu geraten, zog im Gehen den Umschlag hervor, kitzelte eilig eine Adresse darauf und warf ihn in einen der Bahnhofsbriefkästen. Für einen winzigen Moment schloss sie die Augen und dachte an Max.

Ich hätte dir lieber alles erklärt, aber ich hoffe, du verstehst es auch so.

Fünf Minuten später hatte sie das Haus fast erreicht und rannte los. Die dunkle Straße war verwaist und leer. Vielleicht war es ihr ja doch gelungen, den Verfolger abzuschütteln. Doch im nächsten Augenblick glitt der Mercedes um die Ecke, und Scheinwerferlicht blendete sie.

Sie konnte den Fahrer des Wagens schließlich nicht zu ihr nach Hause führen! Dort bewahrte sie viel zu viel Material auf, das mit ihren Recherchen zu tun hatte, und andere Dinge, die eine Spur zu ihren Kollegen legen konnten.

Aber wohin sollte sie stattdessen laufen?

Sie griff in die Tasche und nahm das Handy in die Hand. Mittlerweile hatte der Mercedes aufgeblendet, sodass sie kaum noch sehen konnte. Dann ein Geräusch, als eine Tür aufgeschoben wurde, gefolgt von harten Sohlen auf Asphalt. Im Gegenlicht konnte sie nur eine große dunkle Silhouette ausmachen, die auf sie zukam. Der Mann kam viel zu schnell näher.

Das Arretieren eines Pistolenhahns.

Ein langer Arm, der sich in ihre Richtung hob.

Mit einer einzigen Bewegung schleuderte sie das Handy ins Gebüsch und riss die Arme hoch. Wenn er das Telefon in die Hände bekäme, wäre alles umsonst gewesen.

Der Mann war ein paar Meter vor ihr stehen geblieben. Er war breit gebaut, hatte einen auffällig kleinen Kopf und einen ungewöhnlich langen Hals. Und er war elegant gekleidet, trug Mantel und Smoking. Das Gesicht war nicht deutlich zu erkennen, wirkte aber alt. Wie jemand aus einer anderen Zeit.

»Wer sind Sie?«, fragte sie. »Nicht schießen!«

»Rücken zu mir«, befahl der Mann. »Auf die Knie. Hände hinter den Kopf.«

Sie tat wie geheißen. Schloss die Augen.

Der Mann beugte sich zu ihr hinunter. Dann schloss sich sein eiserner Griff um ihren Körper, und auf Nase und Mund legte sich ein Lappen. Die Kraft in seiner Hand war schier unmenschlich.

Ein paarmal keuchte sie schwer durch den Stoff, dann setzte die Wirkung ein, und schlagartig erschlafften ihre Muskeln. In seinem Griff sackte sie zusammen. Der Mantel legte sich über sie. Sie war den Blicken der Welt entzogen.

Der Mann hob sie hoch wie ein schlafendes Kind. Das Letzte, was sie mitbekam, war ein Klicken, als er den Kofferraum des Wagens öffnete.

Samstag, 24. Februar 1996

1

Das Murmeln drang bis hinauf in Nestor Lasarews Privatloge. An sich gab es dort Platz für zwölf, doch heute wollte er allein sein. An diesem Abend wurde *Eugen Onegin* aufgeführt, und ein erwartungsvolles Publikum strömte in das Sankt Petersburger Mariinski-Theater.

Die Kleider der Damen schimmerten mit den frisch gestrichenen, sahneweiß-goldenen Wänden um die Wette. Allmählich füllten sich die Nachbarlogen, und Stoff raschelte, als die Besucher sich auf ihren Sitzen niederließen. Aus dem Parkett konnte man das Lachen eines jungen Mannes hören, der sich auf einen breiten Sitz neben eine bildhübsche Frau setzte.

Nestor Lasarew saß kerzengerade auf seinem Stuhl. Weder hatte das Alter seine Wirbelsäule gekrümmt, noch war sein Rücken durch Krankheiten geschwächt worden. Dank allmorgendlichem Systema-Training – einer ganzheitlichen waffenlosen Nahkampftechnik – war sein Körper immer noch gestählt.

Als der Vorhang aufging, schoss sein Puls in die Höhe, und die Härchen in seinem Nacken richteten sich auf, sowie das Orchester zu spielen begann.

Mit dem rechten Zeigefinger verfolgte Lasarew den ersten Akt in der Partitur. Tief versunken genoss er die Musik. Dieser Abend war für ihn etwas Besonderes; seine ganze Kindheit hatte er darauf verwendet, Tschaikowskys Stücke zu meistern. Und ausgerechnet diese Oper – die auf Pusch-

kins Versepos basierte und nun von der Opernkompanie des Mariinski aufgeführt wurde – kam der perfekten Zurschaustellung russischer Überlegenheit gleich.

Ein leises Klopfen, dann ging vorsichtig die Tür zur Loge auf.

Der Moment war zunichte.

Lasarew drehte sich um. In der offenen Tür stand ein Mann. Stocksteif und wortlos ließ Marcel Rousseau den Blick über das Publikum im Parkett schweifen und nestelte an seinem Goldring. Er wich Lasarews Blick aus.

Wenn das hier nicht wichtig ist, schoss es Lasarew durch den Kopf, dann werf ich dich eigenhändig vom Balkon zu diesem neureichen Aas dort unten.

»Herr Vorsitzender«, hob Rousseau an, »wir müssen reden.«

»Warten Sie draußen. Wir können uns in der Pause unterhalten.«

Er schloss die Augen und versuchte, sich wieder von der Musik umspielen und verzücken zu lassen. Doch bis der Akt zu Ende war, kreisten seine Gedanken nun mehr um Rousseau, der draußen auf ihn wartete.

Warum war er hier? Ausgerechnet heute?

Als die Türen zu den Logen aufgingen, wurden auf der Stelle Stimmen laut. Rundherum lachten sie, die ausgelassenen, die begeisterten Operngänger, und gierten nach *sowjetskoje champanskoje*.

Er marschierte auf Rousseau zu, der ebenfalls ein Glas in der Hand hielt.

Rousseau beugte sich zu Lasarew vor. »Erinnern Sie sich an den Journalisten, von dem ich Ihnen letzte Woche erzählt habe?«, flüsterte er ihm ins Ohr. »Der wissen wollte, woher die Technologie stammt?«

»Wie könnte ich das vergessen.«

»Mir ist am Nachmittag die gleiche Frage wieder gestellt worden.«

Lasarew runzelte die Stirn. Er hatte sein Geheimnis bereits sehr viel länger bewahrt, als ihm lieb war. All die langen, düsteren Jahre, ehe er das Unterfangen endlich in Angriff hatte nehmen können. Kein einziges Mal war ihm diese Frage gestellt worden – niemand hatte je darüber nachgedacht. Bis jetzt.

»Von wem?«

»Von einer jungen Frau«, antwortete Rousseau. »Eine Universitätsangestellte – vom Institut für Wirtschaftswissenschaften.«

Was Rousseau da sagte, konnte zweierlei bedeuten: Entweder hatten sie es mit einem mehr als verwunderlichen Zufall zu tun – oder mit einem Echo aus Lasarews Vergangenheit. Ersteres bräuchte sie nicht weiter zu beunruhigen. Doch wenn es sich um Zweiteres handelte, würde er sich auf der Stelle damit auseinandersetzen müssen, das war ihm klar.

»Sie wirken bekümmert, Marcel.« Lasarew legte Rousseau freundschaftlich eine Hand um den Nacken. »Ich kann Ihnen versichern, dass Sie sich um nichts Sorgen machen müssen.«

Dann zog er ihn an sich heran und gab ihm drei Küsse auf die Wangen.

»Fahren Sie heim und ruhen Sie sich aus. Sie machen sich zu viele Gedanken.«

Dann ließ er ihn stehen und kehrte in seine Loge zurück, glitt auf den weichen Polstersitz, wartete noch eine Minute, um sicherzugehen, dass Rousseau auch wirklich nicht wiederkommen würde. Zu seinen Füßen lag das Programmheft zur Vorstellung des Abends mit dem Porträt der Sopranistin, die die Hauptrolle sang. Unter dem Foto standen die

berühmten Verse aus dem Libretto: *»Ein jeder kennt die Lieb' auf Erden, ein jeder muss ihr Sklave werden.«*

Seine Gedanken wanderten weiter, zu einer anderen Premiere, in einem anderen Opernhaus. Zu Kriegszeiten.

Sie war von Menschen umringt gewesen. Überall an den Wänden im Foyer hatten vergoldete Spiegel gehangen, und in einem dieser Spiegel hatte er den Mann entdeckt – seine Nemesis. Die Art und Weise, wie der Mann sie angesehen hatte, würde er nie vergessen. Lasarew war nur kurz unaufmerksam gewesen, hatte für einen winzigen Moment die Deckung fallen lassen und hätte um ein Haar alles verloren.

In gewisser Hinsicht fühlte es sich an, als würden ihn jene Ketten, jene Schlösser immer noch nach unten ziehen.

Ein Trommelwirbel vom Orchester. Der zweite Akt hatte begonnen. Die Trommeln beschworen andere Bilder in ihm herauf – Flugzeuge, die sich vor dem Himmel abzeichneten. Die Rettung.

Das hier war kein Zufall. An den Zufall hatte Lasarew nie geglaubt. Es war an der Zeit, die finale Operation in Gang zu setzen.

Dass dies gleichzeitig bedeutete, einer anderen Sache ein für alle Mal ein Ende zu setzen – einer Sache, von der er eigentlich geglaubt hatte, sie wäre längst beendet –, würde das Ganze nur umso zufriedenstellender machen.

Diesmal würde es keinen Raum für Fehler geben.

Dienstag, 27. Februar

2

Unruhig wanderte Max Angers Blick zwischen seinem Handy und der Wand des Konferenzraums hin und her, an der auf mehreren Bildschirmen Nachrichtensender aus ganz Zentral- und Osteuropa liefen. Dann las er erneut Paschies SMS. Sie hatte ihm am Freitag geschrieben, dass sie versucht habe, ihn zu erreichen. Daraufhin hatte er es am Wochenende mehrmals auf ihrem Vektor-Handy probiert. Doch das Handy war ausgeschaltet gewesen. Was in aller Welt ging da vor?

Er blickte erneut zu den Bildschirmen. Der Ton war abgestellt, stumme Bilder blitzten ihm entgegen. Wie immer interessierte ihn der russische Kanal am meisten. Max rutschte auf seinem Stuhl herum, als Bilder des zugefrorenen Wassers rund um Archangelsk an einem sonnigen und klaren Spätwintermorgen gezeigt wurden.

Durch eine Rinne im Eis fuhr ein rostiger Fischkutter auf den Fähranleger zu. Als das Boot den Kai erreichte, stießen die Männer an Deck ihre Jagdstöcke gen Himmel und riefen den Demonstranten, die sich an Land versammelt hatten, trotzig Antworten entgegen.

Dann wurden Bilder eines offenen Lkws mit einer Ladefläche voller Robbenjungen eingeblendet. Wieder andere Bilder zeigten, wie die Jungtiere an einer Laderampe bei lebendigem Leib gehäutet wurden.

Das ist nicht korrekt – das müssen sie noch auf dem Eis machen!

Max rutschte wieder nervös auf seinem Stuhl hin und her. Die Fernsehbilder erweckten alte Erinnerungen zum Leben. Er sah aus dem Fenster auf den Valhallavägen hinunter, wo die Wipfel der großen Bäume im Wind hin- und herschaukelten wie schäumende Wellen, die einander nachjagten.

Er war zwölf Jahre alt gewesen, als er von Arholma aus – der Insel vor der schwedischen Ostküste, wo er aufgewachsen war – nach Osten übers Eis zur unbewohnten nächsten Insel lief. Die Strecke war deutlich länger, als er gedacht hatte, und er schwitzte aus allen Poren. Als er die Jacke aufknöpfte, hörte er plötzlich ein merkwürdiges Röcheln. Er drehte sich um – und bei dem unerwarteten Anblick des schlafenden Robbenjungen verschlug es ihm den Atem. Es war schneeweiß, im Schnee annähernd unsichtbar, lag flach auf dem Bauch und tankte Sonne. Es war allerhöchstens ein paar Tage alt. Max wusste, dass der Pelz maximal zwei Wochen so strahlend weiß blieb.

Das Robbenjunge schlug seine rabenschwarzen Augen auf und sah Max neugierig an.

Er wusste, was zu tun war, wenn er auf dem Eis auf so ein Jungtier traf. Er wusste, dass er ihm den Schlagstock einmal hart über die Schnauze ziehen musste. Wenn er richtig traf, setzte der Blinzelreflex aus, und das Junge startete ihn mit leerem Blick an.

Diese Tat würde ihn zum Mann machen, der unter Beweis gestellt hatte, dass er dem altehrwürdigen Mannesideal gerecht wurde, das sein Vater immer noch in Ehren hielt. Die Freunde seines Vaters würden ihre Sachen packen, zu ihnen nach Hause kommen und mit ihnen Max' erstes Robbenjunges feiern.

Doch Max vermochte sich nicht zu rühren.

Je mehr Zeit verstrich, desto unmöglicher fühlte es sich an. In diesem Moment und an dieser Stelle begriff Max, dass

er anders war. So ein unschuldiges Wesen totzuschlagen war keine Großtat – nichts, was aus einem Jungen einen Mann machte. Er sollte nie auf der anderen Insel ankommen. Er machte kehrt und lief wieder nach Arholma, erzählte niemandem von dem weißen Robbenjungen und hängte auch kein Robbenfell vor dem Haus auf.

Irgendeines Tages würde es wieder eine Gelegenheit geben. Und da würde alles komplett zum Teufel gehen.

Mit einem Mal gingen die Bildschirme aus.

»Violet hat mir gesagt, dass ich dich hier finde.«

Sarah Hansen stand mit der Fernbedienung in der Hand hinter ihm und sah ihn an. Womöglich hatte sie dort schon eine ganze Weile gestanden.

»Du siehst echt schlimm aus, Rospigg«, sagte sie und fuhr sich mit den Fingern durch das strubbelige weißblonde Haar.

Sarah Hansen war Max' Chefin und die einzige Person in seinem Leben, die ihn Rospigg nennen durfte – eine uralte Bezeichnung für jemanden, der aus der Region Roslagen stammte.

Sie hatten sich während der Ausbildung beim Militär im Russischunterricht kennengelernt. Max war Kampfschwimmer gewesen, Sarah hatte die Dolmetscherschule besucht. Aus Kameraden wurden Freunde, und auch wenn sie nach der Ausbildung getrennter Wege gingen, blieben die beiden in Kontakt. Max verfolgte ihre steile Karriere bei einer Investmentbank und war beeindruckt von ihrem Unternehmergeist, als sie später einen Thinktank namens Vektor gründete, der sich der Demokratisierung und Sicherheit schwedischer Nachbarstaaten widmete. Als er selbst einige Jahre später die Kürzungen beim schwedischen Militär leid war und sie ihn fragte, ob er sich vorstellen könne, als Analyst mit Schwerpunkt Russland für sie zu arbeiten,

hatte er nicht lange gezögert. Es war an der Zeit gewesen, das Soldatenleben hinter sich zu lassen und neue Wege zu beschreiten.

»Was du in deiner Freizeit machst, ist wirklich deine Sache, aber dir ist schon klar, dass du hier auch arbeitest, oder?« Sarah bedeutete ihm, ihr ins Büro zu folgen. »Und dass ich diejenige bin, die dich dafür bezahlt?«

Sie setzte sich an ihren ausladenden Mahagonischreibtisch und musterte ihn durch Brillengläser, die so dick waren, dass sie mehrere Millimeter über das zierliche schwarze Metallgestell hinausragten. Max wich ihrem Blick aus und ließ sich in einen himmelblauen Sessel fallen, den Sarah bei Christie's in London ersteigert hatte.

»Wie könnte ich das vergessen«, murmelte Max. »Immerhin hast du mich zum Rubelmillionär gemacht.«

Sarah grinste schief.

Er sah zu dem Foto hoch, das über ihr an der Wand hing – darauf schüttelte sie König Carl XVI. Gustaf die Hand. Max kannte niemanden, der auch nur annähernd so patriotisch war wie Sarah. Sie war in Polen zur Welt gekommen, hatte aber mit sechzehn die schwedische Staatsbürgerschaft angenommen. Inzwischen liebte sie Schweden mehr als alles andere auf der Welt, konnte im Schlaf die Namen sämtlicher Regierungschefs von De Geer bis Carlsson herunterrattern und selbst einem Vierjährigen aus dem Kindergarten ihrer Tochter die Besonderheiten des parlamentarischen Systems erklären.

Sarah sah ihn besorgt an.

»Ganz ehrlich, Max, du siehst aus, als hättest du seit einer Woche nicht geschlafen.«

Max antwortete nicht. Im Grunde gab es darauf auch nichts zu erwidern. Sarah hatte recht.

»Hast du Carl Borgenstierna erreicht?«

Max starrte auf seine Knie, auf die Schwielen an seinen Händen. Und nickte dann bedächtig.

»Ich hab ihn besucht, ja.«

»Hat er sich gefreut, dich zu sehen?«

»Schwer zu sagen. Er war nicht bei Bewusstsein ... und er hatte so eine Maske auf dem Gesicht, die einem hilft zu atmen. Sie hatten ihm gerade zwei Nieren transplantiert.«

Max hatte immer noch vor Augen, wie jämmerlich der Alte an dem Dialysegerät ausgesehen hatte. Wie oft hatte er in seiner Kindheit und Jugend den Namen Carl Borgenstierna gehört, insbesondere immer dann, wenn Jakob – sein Vater – betrunken gewesen war. Es war ihm eher wie ein Traum vorgekommen, dem Mann nach all den Jahren leibhaftig gegenüberzutreten.

Am Bett auf seinem Nachttisch hatte ein Album mit der Prägung einer Lilie gelegen, daneben ein gerahmtes Bild, das sepiabraune Porträt einer jungen, wunderschönen Frau, die ausgesehen hatte wie ein Filmstar aus einem alten Hollywood-Streifen. Irgendetwas an ihrem Blick hatte sich in Max verhakt – da war eine Glut gewesen, eine Sehnsucht, die ihn an jemand anderen erinnert hatte. An Paschie.

Nach dem Tod seiner Mutter vor einem Monat hatte Max beschlossen, endlich die Wahrheit über die Namen herauszufinden, die sein Vater immer derart hasserfüllt ausgesprochen hatte.

Wallentin und Borgenstierna.

Max wusste immer noch nicht, wie alles zusammenhing. Aber bislang hatten seine Nachforschungen ergeben, dass sein Vater 1944 als Pflegekind auf Arholma gelandet war. Und dass Borgenstierna auf irgendeine Weise damit zu tun gehabt hatte. Wenn der alte Mann tatsächlich für das Unglück von Max' Familie verantwortlich war, dann würde er auch dafür bezahlen.

Max hatte den Mann gerüttelt und versucht, ihn aufzuwecken. Er hatte sich zusammenreißen müssen, um nicht kurzerhand die Schläuche aus dem Dialysegerät zu ziehen.

»Was weißt du über Borgenstierna?«, fragte Max.

Sarah sah ihn überrascht an.

»Das habe ich dir doch erzählt. Ich weiß im Grunde nicht viel mehr, als dass er vor rund fünfzig Jahren die Ostseestiftung ins Leben gerufen hat, die wiederum seit ein paar Jahren Vektor finanziell unterstützt. Ich bringe diesem Mann größten Respekt entgegen und bin ihm wirklich dankbar, auch wenn ich ihn bisher noch nicht persönlich kennengelernt habe.«

Sie rekelte sich in ihrem Stuhl und legte dann die Hand auf eine dicke Akte vor ihr auf dem Schreibtisch.

»Du musst endlich einen Schlusstrich unter deine kleine Privatermittlung ziehen. Dein Urlaub ist hiermit vorbei.«

Dann schob sie Max die Akte über den Tisch.

»Das hier sind deine Hausaufgaben für heute Abend.«

Vergebens versuchte Max, enthusiastisch auszusehen, als er den Wälzer aufschlug.

»Nur Schulkinder haben Skiferien, Max. Du hattest letzte Woche frei. Hättest eigentlich schon gestern wieder da sein müssen.«

Sie zeigte auf die Akte.

»Fahr nach Hause und lies dir das durch. Und schlaf in Gottes Namen ein paar Stunden. Ich krieg heute Abend Besuch, wenn du also irgendwelche Fragen haben solltest, müssen die bis morgen früh warten.«

»Wie heißt denn die Süße?«

»Gabbi heißt sie«, antwortete Sarah.

»Herrlich. Na, da will ich mal nicht stören.«

Sarah nickte vielsagend. *Nein, darfst du verdammt nochmal auch nicht.*

Dann stand sie auf. Die Besprechung war zu Ende. Sie selbst würde gleich den nächsten von unzähligen Kandidaten treffen, die allesamt Beratung in Sachen Russland und Osteuropa brauchten. Doch auf halbem Weg zur Tür blieb sie stehen.

»Und sei so nett, ruf du *deine* Süße an. Ich hab seit einer knappen Woche nichts mehr von ihr gehört.«

Max hatte seine Beziehung mit Paschie Kowalenko zunächst geheim gehalten, weil er sich nicht sicher gewesen war, wie Sarah darauf reagieren würde, dass er und die Sankt Petersburger Vektor-Mitarbeiterin ein Paar waren. Aber genau wie Max vermutet und gehofft hatte, hatte sie für ihn mal wieder eine Ausnahme gemacht.

Und seine Süße anzurufen war genau das, was Max jetzt vorhatte.

3

Er drückte die Wohnungstür hinter sich zu, hängte seine Jacke auf und warf einen Blick in den Spiegel. Genau wie jedes Mal, seit ihm die Veränderung erstmals aufgefallen war. Seine braunen Augen waren heute noch dunkler als sonst. Ihm war klar, dass das eine Nebenwirkung der Benzodiazepine war und dass er sie vorübergehend würde absetzen müssen.

Seine Augen waren rot geädert, die umliegende Haut gefurcht und schlaff. Er war drauf und dran, sich in seinen Vater zu verwandeln – in denjenigen, der er kurz vor seinem Tod gewesen war.

Aber mit sechsundzwanzig?

Natürlich hatte Sarah recht. Er sah schlimm aus. Oder so, als wäre er dem Teufel begegnet.

Im Wohnzimmer zog er die Vorhänge zur Seite und riss die Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen. Es war ein düsterer Tag gewesen, die Sonne über Stockholm hatte es nicht geschafft, die dichte dunkelgraue Wolkendecke zu durchbrechen, und es kam ihm so vor, als wäre der Frühling noch eine Ewigkeit entfernt.

Die einzigen Lichtquellen in seiner Wohnung waren die Lämpchen an den Elektrogeräten: das rote Blinklicht am Anrufbeantworter und die angsteinflößende Ziffer daneben, die besagte, dass acht Nachrichten auf ihn warteten. Das blaue Stand-by-Licht des Fernsehers. Das grüne am Videorekorder.

Seit er auf die Militärhochschule gegangen war, hatte sich sein Mobiliar nicht verändert. Sarahs Begeisterung für exklusive Einrichtungsgegenstände und Antiquitäten teilte er kein bisschen. In seinem Wohnzimmer standen ein braunes Ikea-Sofa und ein schwarzer Kunstledersessel. Auf dem Sofa lagen zwei Decken, die er aus seinem Elternhaus auf Arholma mitgebracht hatte: eine graue Mohairdecke, die seine Mutter mal von einem isländischen Gast geschenkt bekommen hatte, und eine Schottenkarodecke, die er sich selbst gekauft hatte, als er auf dem Marineschulsschiff *Gladan* zu den Shetlands gesegelt war.

Über dem Sofa hing eine große Karte der Sowjetunion an der Wand.

Er drückte auf den Knopf am Anrufbeantworter, um die Nachrichten abzuspielen. Die erste war eine knappe Woche alt. Er war einfach nicht dazu gekommen, sich darum zu kümmern, hatte sich auf nichts anderes konzentrieren können als auf seine Nachforschungen zu Wallentin und Borgenstierna. Nachdem er so lange mit der Suche gewartet hatte, war es nun so, als würde er davon vollkommen absorbiert. Er hatte tatsächlich weder geschlafen noch etwas gegessen. Hatte sich nicht mal mehr bei Paschie gemeldet. Sie hätte ihm angemerkt, wie sehr ihm diese ganze Sache naheging. Und sie hätte ihn aufgefordert, die Sache ruhig angehen zu lassen.

Max übersprang eine Nachricht nach der anderen: die der Bibliothekarin, Nachrichten von Vektor-Kollegen, Sponsoren, Mitarbeitern aus dem Archiv von Sveriges Radio – Nachrichten von Personen, mit denen er im Zuge seiner Nachforschungen in den vergangenen Wochen in Kontakt getreten war.

Eine Nachricht war von Hein Espen, einem frühpensionierten Norweger, der im Amphibiengeschwader gedient

hatte. Er meldete sich jedes Jahr um diese Zeit – immer zum Jahrestag des Vorfalls. Während einer Übung im Becken des Marinestützpunkts Haakonsværn hatte ein technischer Fehler in Hein Espens Ausrüstung dazu geführt, dass ihm mit einem Mal die Luft ausgegangen und er in Panik geraten war. Max hatte ihn aus den Unterwassertunneln gerettet, hatte seine Luft mit ihm geteilt und ihn festgehalten, während Hein Espen um sich getreten und geschlagen hatte. Am Ende war es ihm gelungen, den Kameraden an die Oberfläche zu bringen.

Max sollte ihn zurückrufen. Aber noch nicht jetzt.

Und dann, endlich: »Hej, du!«

Der Klang ihrer Stimme aus dem kleinen Lautsprecher des Anrufbeantworters wärmte ihm das Herz.

»Hier ist dein Mädchen. Ich glaub, ich hab da was für dich. Was Neues, womit du nicht gerechnet hast. Allerdings musst du dafür herkommen und es dir selbst holen. Wann kannst du hier sein, Baby?«

Max hatte Paschie Kowalenko vor gut einem Jahr bei einer Konferenz in Helsinki kennengelernt. Vor einer langsamen, dafür umso lauter gurgelnden Kaffeemaschine waren sie ins Gespräch gekommen, und als der Kaffee fertig war, waren sie nur widerwillig zu ihren jeweiligen Terminen zurückgekehrt. Beide hatte ein unverhofftes, starkes Verlangen gepackt.

Sie hatte einen abgetragenen, dunkelblauen Dufflecoat und Stonewashed-Jeans getragen, und die meisten hatten aufgrund ihrer dunklen Haut gemutmaßt, sie wäre Südamerikanerin. Doch die hohen Wangenknochen und die verhältnismäßig kleinen, strahlend grünen Augen hatten Max verraten, dass sie asiatische Wurzeln hatte. An dem gelockten schwarzen Haar, das ihr weich über die Schultern fiel, hatte Max sich gar nicht sattsehen können. Erst später hatte er

bemerkt, dass das offene Haar eine seltene Ausnahme gewesen war: Sehr viel häufiger flocht sie sich einen Zopf oder band die Haare zu einem Knoten zusammen.

Sie hatten Visitenkarten ausgetauscht. Ihre Karte war handgemacht gewesen – eine silberfarbene Handschrift auf schwarzem Papier: nur ihr Name, eine russische Telefon- und Faxnummer und eine Hotmail-Adresse.

Max riss den Blick vom Anrufbeantworter los. Überall in seiner Wohnung konnte er Spuren von ihr entdecken. Die bunt gemusterten Holzkellen, die sie im Gostiny Dwor in Sankt Petersburg gekauft hatten. Das rotbraune Plaid, das zusammengefoldet am Fußende des Bettes lag. Ihre neuen weißen Gummistiefel von NK im Flur. Und dann natürlich die Schneiderpuppe, die sie unbedingt haben wollten, weil sie wieder anfangen wollte, Kleider zu nähen, wie es ihre Mutter früher getan hatte. Paschie hatte zwar ein paar Versuche unternommen, dann aber bald eingesehen, dass sie weder genug Zeit noch Geduld aufbringen konnte. Inzwischen stand die Puppe nur noch herum – mit einem halben Kleid über den Schultern und einem ihrer Hüte auf dem Kopf, einem gelben Cowboyhut.

»Nachzudenken heißt, im Nachhinein zu denken, Max, nicht schon im Vorfeld.«

Genau wie er selbst war auch sie chaotisch. Sie waren permanent in unterschiedliche Himmelsrichtungen unterwegs, versuchten aber doch, sich zu sehen, so oft es eben ging.

Seit einem Jahr schon. Ihre Fernbeziehung fußte auf ausgedehnten Telefonaten und E-Mails, in denen sie alles Mögliche besprachen: von gewitzten Geschäftsideen, die sie unbedingt in die Tat umsetzen wollten, bis hin zu Plänen für den Sommer an all den Orten in den Stockholmer Schären, die Max ihr zeigen wollte.

Aber würden sie je ein gemeinsames Leben an einem Ort führen?

»Ich glaub, ich hab da was für dich.«

Was hatte sie herausgefunden? Mal abgesehen von Sarah war Paschie die Einzige, die über Max' private Nachforschungen Bescheid wusste. Sie war an jenem strahlend schönen und gleichzeitig schrecklichen Nachmittag in der Kirche dabei gewesen. Sie hatte seine zitternde Hand genommen, als die Orgel »Schönster Herr Jesu« anstimmte, und während Max den Blick nicht von dem Sarg abwenden konnte, der ganz vorne stand, drückte sie behutsam seine Hand. In dem Sarg lag seine Mutter.

Paschie hatte Verständnis dafür gezeigt, dass er sich nicht länger seinem Versprechen verpflichtet fühlte, nicht zurückzublicken, nicht über all das nachzugrübeln, was geschehen war. Sie wusste, wie es sich anfühlte, der eigenen Familie beraubt zu werden und die eigenen Wurzeln vorenthalten zu bekommen. Und sie wusste, dass ihn jetzt nichts mehr davon abhalten konnte, in seiner Familiengeschichte zu stöbern. Niemals würde sie ihn dafür verurteilen, dass er endlich tat, was er tun musste. Und sie würde auch nie zulassen, dass ihre Beziehung ihm dabei im Wege war.

»Was Neues, womit du nicht gerechnet hast.«

Max nahm den Hörer ab und rief erneut Paschies Handynummer an. Das Handy war immer noch ausgeschaltet. Nach ein paar Minuten versuchte er es erneut. Diesmal hatte er plötzlich ein Störsignal im Ohr, und dann sagte eine Frauenstimme: »Ihr Anruf kann momentan nicht entgegengenommen werden. Versuchen Sie es später noch einmal.«

Max ließ den Blick über die wolkenverhangene Stadt schweifen. Dann rief er ihre letzten SMS noch einmal auf, um sicherzugehen, dass er auch wirklich keine frühere Nachricht überlesen hatte. Hatte er nicht.

Was treibst du eigentlich, Paschie?

Er legte das Handy aus der Hand und fuhr sich frustriert durchs Haar.

Dann warf er einen Blick in die schlichte, leere Küche. Erinnerte sich wieder daran, wie Paschie dort eine halbe Ewigkeit Orangen ausgepresst hatte – nur mit einem von Max' ausgewaschenen weißen T-Shirts auf dem Leib. Sie hatte über das Misstrauen gesprochen, das der Westen gegenüber Russland hegte, über die anstehende Präsidentschaftswahl und darüber, dass sich Russland jetzt, nachdem es sich wirtschaftlich geöffnet hatte, nicht mehr würde abschotten können. Dass ein Bürgerkrieg ausbrechen würde, wenn der Staat sich all die Reichtümer zurückholte, die gerade erst neu verteilt worden waren. Wenn die Privatisierungsmaßnahmen erst abgeschlossen wären, würden die Lebensumstände für die breite russische Bevölkerung besser werden, und der Staat an sich würde als Wirtschaftssupermacht wiederaufstehen.

»Wartet nur, ihr werdet schon sehen.«

All die Unkenrufe – dass schon bald massenhaft Russen in die nordischen Länder einwandern könnten – entbehrten jeder Grundlage. Russen verließen ihr Heimatland nicht, und für die alte Angst vor Iwan gab es schon lange keinen Anlass mehr. Das Land und seine Einwohner wollten endlich weiterkommen, die überholte Abschottung vom restlichen Europa überwinden und in Sachen Handel, Tourismus und kulturellem Austausch ein ebenbürtiger Partner werden.

Sowohl Max als auch Paschie wussten sehr wohl, dass sie sich mit der anstehenden Präsidentschaftswahl einem Scheideweg näherten: Immerhin handelte es sich dabei um die erste wirklich freie Wahl seit dem Zerfall der Sowjetunion. Vor fünf Jahren, als Jelzin die Wahl für sich hatte entscheiden können, hatte das Land immer noch unter einer

Art nationalen Schockstarre gestanden, in der weder politische Parteien noch Wahlberechtigte genügend Zeit gehabt hatten, sich vernünftig zu positionieren. Und wie sich der Rest der Welt über die 1991er Wahlen ausgelassen hatte!

Jetzt aber, nachdem der Staat wieder halbwegs auf die Beine gekommen war und ein heftigerer, kälterer Wind wehte, würde der Westen sich zusammentun müssen, wenn er die demokratische Entwicklung in Russland vorantreiben wollte. Ehe es zu spät dafür sein würde.

Um auf Dauer mit Informationen aus erster Hand beliefert zu werden, hatte Vektor jemanden gebraucht, auf dessen Urteil die Firma vertrauen konnte. Jemanden, der vor Ort war, in Sankt Petersburg, dem russischen Tor zum Westen. Diese Schlüsselrolle hatte Paschie eingenommen.

Wann hatte er zuletzt mit ihr gesprochen? Am Freitag? Dass sie schon so lang nicht mehr miteinander telefoniert hatten, war ungewöhnlich für die beiden. Er war mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen und hatte versucht, das Beste aus der Woche zu machen, die er freibekommen hatte. Diesbezüglich war Paschie genau wie er. Auch sie hatte sich in die Arbeit gestürzt. Bestimmt hatte sie in den vergangenen Tagen diverse Sankt Petersburger Geschäftsleute mit klugen Fragen gelöchert. Hatte sie deshalb das gesamte Wochenende ihr Handy ausgeschaltet?

Er setzte sich an seinen PC und schob die Maus ein paar mal hin und her, um den Bildschirm aufzuwecken. Dann checkte er die Inbox. Keine neue Nachricht von Paschie. Die letzte stammte von Freitag.

»Ist alles in Ordnung bei dir, Max? Am Telefon hast du so gehetzt geklungen, ich mache mir ein bisschen Sorgen. Wir müssen uns bald wiedersehen. Es bleibt doch bei deinem Besuch? Ich hab einen spannenden Hinweis bekommen, den ich mit dir besprechen muss. Ruf mich an!«

Er hatte die E-Mail am Wochenende zwar gelesen, aber nicht beantwortet.

»Klar bleibt es bei meinem Besuch«, schrieb er jetzt. »Ruf mich bitte an, sobald du das hier liest.«

Dass er nach Sankt Petersburg fliegen würde, war schon länger geplant. Er hatte erst eine Woche zu Hause bleiben, dann im Büro ein paar Dinge für die Reise vorbereiten, nach Sankt Petersburg fliegen und zum alljährlichen Vektor-Fest wieder zurückkommen wollen. Diesbezüglich hatte Sarah sich nicht beirren lassen: Das Fest dürfe er nicht schwänzen.

Max sah in dem Ordner mit den gesendeten Objekten nach, ob seine E-Mail an Paschie tatsächlich rausgegangen war.

»Du hast so gehetzt geklungen.« Der Kloß in seinem Hals wurde größer. Er las die E-Mail noch einmal. Im Großen und Ganzen entsprach der Inhalt der Nachricht auf seinem AB – mit einer Ausnahme. Der Hinweis. Über welchen Hinweis wollte sie so dringend mit ihm sprechen?

Max schlug die Akte auf, die Sarah ihm gegeben hatte. Genau genommen handelte es sich dabei nicht um *eine* Hausaufgabe, sondern um zwei. Sie hatte ihm eine Woche freigegeben, doch als er jetzt durch ihre Unterlagen blätterte, dämmerte ihm, dass sie seine Aufmerksamkeit schon sehr viel früher gebraucht hätte.

In der Akte lag eine Studie zum Thema Wahlbetrug aus der Feder zweier Mitarbeiter der IFES, der *International Foundation of Electoral Systems*. Er las die Studie – alle hundertzwanzig Seiten –, während er gleichzeitig mit jeder Seite, die er umblätterte, sein E-Mail-Postfach aktualisierte, um zu sehen, ob Paschie auf seine Nachricht geantwortet hatte. Es war eine zähe Lektüre. All das hatte er schon mal gehört. »Bei Weitem nicht alle Staatsbürger Russlands ver-

fügen über einen amtlichen Lichtbildausweis. Insbesondere in weniger privilegierten Bevölkerungsgruppen, unter Gefängnisinsassen, Angehörigen ethnischer Minderheiten und Menschen, die in Armut leben, ist die Verbreitung gering.« Erfahrungsgemäß zehn, fünfzehn Prozent, schrieb Max in seinen Notizblock. *»Desinformation und Drohungen. Gezielte Versuche, über Verbindungen zum organisierten Verbrechen in Sankt Petersburg auf die Stimmabgabe einzuwirken. Tägliche Großdemonstrationen auf den meistbefahrenen Straßen der Stadt, Stimmung gewaltbereit. Gelegentliche Messerattacken, wenn sich Widerstand äußert oder Wortwechsel entstehen.«*

Messerattacken in Sankt Petersburg. Nichts Neues unter der Sonne.

»Stimmabgabe am Arbeitsplatz in Russland üblich. In den Vorstädten zeichnen sich Arbeitgeber verantwortlich für Informationen im Vorfeld der Wahl sowie für Stimmabgabe, inkl. Wählerverzeichnis und Auszählung. Schuhputzmethoden wahrscheinlich.« Max kannte sich mit derlei Tricks und Kniffen aus, die schon bei diversen Wahlen in der ehemaligen Sowjetunion beobachtet worden waren. Bei der Schuhputzmethode wurde auf den Hebel der Wahlmaschine Schuhcreme aufgetragen, sodass man an der Hand des Wählers erkennen konnte, für wen er seine Stimme abgegeben hatte. Üblicherweise ging dies mit Drohszenarien und körperlicher Gewaltanwendung einher.

Die IFES-Studie war alles andere als erbaulich; das nächste Dokument war allerdings noch schlimmer. Es handelte sich um die jüngsten Umfrageergebnisse. Max' Aufgabe bestand nicht nur darin, die Daten zu studieren, sondern auch Auffälligkeiten aufzuspüren und zu prüfen, wo die Datengrundlage möglicherweise zu dünn war. Aus der Umfrage ging eine eindeutige Tendenz hervor, und die ent-

sprach mitnichten ihren Hoffnungen. Die Präsidentschaftswahl war nur wenige Monate entfernt, und Schuganow mit seiner retrokommunistischen Partei lag in den Prognosen klar in Führung. Wenn die Erhebung stimmte, waren sie auf dem besten Weg, die alte Sowjetunion wieder zu errichten.

Das Telefon klingelte, und Max griff danach. Allerdings hatte er vergeblich gehofft – es war nicht Paschie, die ihn zurückrief.

»Max«, sagte Sarah, »du musst sofort kommen.«

»Brauchst du Hilfe mit Gabbi?«

»Mischin hat sich gemeldet. Paschie hätte heute an zwei Meetings an der Uni teilnehmen müssen, ist aber nicht erschienen. Sie haben den ganzen Tag nach ihr gesucht. Sie ist spurlos verschwunden.«

4

David Julins Hände zitterten immer noch leicht, als er am Rednerpult stand. Ehe er vor sein Publikum getreten war, hatte er mehrmals sein Mantra wiederholt. *Wenn du nicht an dich glaubst, wer dann?* Fast wäre es ihm gelungen, sich zu beruhigen.

David fuhr sich durch das schulterlange braune Haar und ließ den Blick durch die Aula der Handelshögskolan schweifen. Er kniff leicht die Augen zusammen, um nicht von den Scheinwerfern geblendet zu werden, die auf ihn gerichtet waren und die sich in seinen achteckigen Brillengläsern spiegelten. Die jungen Studenten sahen erwartungsvoll zu ihm hoch. Sie alle waren gekommen, um zu erfahren, wie sie seinen Erfolgen in der Telekommunikationsbranche nacheifern, wie auch sie – wie es der Titel der Vorlesung versprach – GSM gewinnbringend weiterentwickeln konnten.

Für die Studenten war er fast ein Promi. Er hatte sein Unternehmen SwitchCom aus eigener Kraft aufgebaut und dann teuer verkauft. Die rosafarbenen *Dagens-Industri-Seiten*, die so etwas wie die Bibel für sie waren, hatten den kometenhaften Aufstieg der Firma ausführlich geschildert: von den ersten Schritten vor dem heimischen PC zum erfolgreichen IT-Consult-Unternehmen, das mit Großkunden wie Ericsson und Telia aufgewartet hatte und schließlich mit gigantischem Gewinn an einen neureichen Player aus dem kalifornischen Silicon Valley verkauft worden war.

David Julin war die personifizierte Erfolgsgeschichte. Und er war einer von ihnen.

Zwei Jahre zuvor hatte er auf einer wesentlich größeren Bühne gestanden und die Auszeichnung zum Unternehmer des Jahres entgegengenommen, der von Ernst & Young ausgewählt wurde. Im vergangenen Jahr hatte er an deren alljährlicher Alumni-Konferenz in Doha in Katar teilgenommen. Dieses Jahr würde er nicht dabei sein. Er hatte sich eine Notlüge zurechtgelegt, und bis heute kannte niemand den wahren Grund für seine Absage.

Vor ihm stand sein Laptop, und daneben lag sein Handy, das er während seines Vortrags immer wieder in die Höhe hielt, um seinem Publikum zu zeigen, wovon genau er sprach. Das Bild auf der großen Projektionsleinwand war mit *Fernsteuerung* überschrieben – dann das Schaubild, wie sich das Ganze aufbaute.

»Der volldigitale Mobilfunk-Standard eröffnet uns eine riesige Bandbreite an Möglichkeiten«, erklärte David. »Es dauert nicht mehr lang, und wir können aus der Ferne die Heizung in unserem Sommerhaus anstellen, das Licht aus- und wieder einschalten, Informationen aus Mikrochips auslesen, die unter unserer Haut sitzen, und unsere Herzfrequenz, den Puls und noch vieles mehr aufzeichnen.«

Ein Surren ging durch die Lautsprecher im Saal. Das Handy, das er stumm geschaltet hatte, wanderte über das Pult. Erst befürchtete David, seine Frau würde ihn anrufen, womöglich war etwas mit den Kindern. Doch es war nicht sie, die ihn zu erreichen versuchte.

Ray.

David starrte auf den Namen auf dem Handydisplay. Beim Anblick der drei Buchstaben lief es ihm eiskalt den Rücken hinunter.

Aus einiger Distanz drang Gemurmel an sein Ohr, und

schlagartig wurde ihm bewusst, dass er mitten im Satz aufgehört hatte zu sprechen. David drückte den Anruf weg, sah von seinem Pult auf und ließ den Blick über das Meer von Gesichtern schweifen, das ihm jetzt schier endlos vorkam. Er schluckte trocken und zwang sich zu einem Lächeln.

Du hast alles im Griff. Du bist ein reicher Mann.

»Die Kehrseite der modernen Technologie – dass man jederzeit erreichbar ist, sogar für diejenigen, mit denen man gar nicht sprechen will«, sagte er. »Schönen Gruß von meiner Frau.«

Schallendes Gelächter in der Aula.

Wo war ich? David klickte vor zur nächsten Seite der Präsentation.

»GSM bietet Raum für eine Menge personalisierter Daten«, fuhr er fort, »mit deren Hilfe User über ihre Mobiltelefon Anwendungen steuern können, die sogar mit einer Bezahlungsfunktion ausgestattet sein könnten.«

Wieder surrte es durch die Lautsprecher, diesmal allerdings nur kurz.

»Entschuldigung ...«

David nahm das Handy und rief die Nachricht auf.

»Incubus landet heute Nacht. Antworte J für Ja.«

Er musste mehrmals schlucken, krallte sich regelrecht ans Rednerpult. Incubus. Der Dämon, der einem Albträume bescherte, die für alle Zeiten andauerten.

Was sollte er tun?

Ihm war klar, dass er im Grunde keine Wahl hatte. Aber wenn er machte, was Ray wollte, hätte er sich irgendwann aus dessen Griff befreit, und sein Leben würde wieder in die Normalität zurückkehren.

Er tippte ein J und drückte auf Senden.

5

Er solle aufs Tempolimit pfeifen, hatte Max dem Taxifahrer gesagt. Trotzdem kam es ihm so vor, als würden sie bloß in Zeitlupe vorankommen. Er starrte aus dem Fenster auf die Häuser an der Straße und auf die Menschen, die aus diversen Geschäften in Richtung U-Bahn schlenderten. All das in der grauen Februardämmerung.

Wieder rief er Paschies Nummer auf. Zum wievielten Mal, hätte er nicht sagen können. Wieder nur die Bandansage.

Was ist passiert, Paschie?

Mit einigem Glück hatte Sarah ein Strandgrundstück auf Tyresö ergattert, einer Halbinsel im Süden Stockholms. Ein Stück Sandstrand mitsamt Steg, an dem ein Segelboot anlegen konnte, plus Bootshaus. Die alte Hütte hatte sie abreißen und ein neues Haus errichten lassen, das ihre Liebe zu Schweden und zur schwedischen Architektur widerspiegelte: offene Räume, riesige, deckenhohe Fenster.

Eine junge Frau machte die Tür auf.

»Du bist bestimmt Max?«, fragte sie und lächelte ihn zaghaft an. »Sarah meinte, sie erwartet dich unten am Bootshaus.«

»Ich finde den Weg schon.«

Er lächelte ihr freundlich zu und kehrte ihr den Rücken. Sie hatte nicht zurückgelächelt.

Die Wiese war nass vom Schmelzwasser, und um nicht in den Schneematsch und die aufgeweichte Erde einzusinken, verlagerte er sein Gewicht, so wie er es als Kind auf

Arholma gelernt hatte, wenn er durch den verschneiten Wald gelaufen war.

Eine beleuchtete Treppe führte nach unten an den Strand. Max zog die Tür zum Bootshaus auf und erspähte am Rand des Bootsstegs einen glimmenden Zigarillo. Die Glut wies ihm den Weg. Der Mond spiegelte sich auf der stillen Wasseroberfläche. Davon abgesehen war es stockfinster.

Sarah saß auf dem Steg und baumelte mit den Beinen. Max setzte sich neben sie. Vom Wasser zog es kalt herauf, doch Sarah schien sich nicht darum zu scheren. Würde sich die Eisdecke noch einmal schließen?

Sie zog an dem Zigarillo.

»Das hier war mir am allerwichtigsten, als wir das Haus gebaut haben«, sagte sie. »Der Platz für die Sauna. Ich hab gehört, dass die Sauna in Schweden schon diverse Ehen gerettet hat. Nur meine nicht, wie sich zeigen sollte.«

Das alles hatte Max schon mal gehört, deshalb entgegnete er nichts. Inzwischen hatten seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt, und er konnte die Anspannung in ihren Gesichtszügen erahnen.

»Was hat Mischin eigentlich genau gesagt?«, wollte er wissen.

»Er hatte so ein Gefühl, dass irgendjemand in Paschies Büro gewesen ist und etwas gesucht hat.«

Mischin leitete die Wirtschaftswissenschaften an der Staatlichen Universität für Wirtschaft und Finanzen in Sankt Petersburg. Die Fakultät war mit der Unterstützung von Vektor aufgebaut worden.

Max war an der Planung der dortigen Vektor-Außenstelle beteiligt gewesen. Sich vor Ort an russische Militärakademien anzuschließen war tabu, und auch das Institut für Politikwissenschaften wäre ihnen zu heikel gewesen.

Am Ende war Charlie Knutsson, der Vektor-Vorstands-